

## Neue Weihnacht.

Von Karl Henckell.

Es klingt ein Lied aus alter Zeit  
Wie Sternentraum so rein,  
Von eines Kindleins Herrlichkeit  
Und schlichter Hütte hellem Schein.

In eine Nacht von Wahn gebar,  
Als sich die Zeit erfüllt,  
Das Weib den Menschensohn, der klar  
Den Widersinn der Welt enthüllt.

Sein Auge war so himmelstief,  
Durchstrahlte Trug und List,  
Der Lichtheld wuchs, sein Schicksal rief,  
Am Kreuze hing der Menschheit Christ.

Noch immer hängt der Mensch am Kreuz,  
Noch immer weinen Frau'n,  
Dem Glockenklang des Weihgeläuts  
Mischt Wehschrei sich und Schreckensgram.

Der Geist, der frei mit Feuer tauft,  
Wird immer noch geschmäht,  
Noch wird verraten und verkauft,  
Wer kühn die Saat der Zukunft sät.

Noch sind so viele Augen blind,  
Herrscht ungerecht Gericht —  
Nun zündet, Mann und Weib und Kind,  
Der Menschheitwende neues Licht!

(Nachdruck verboten.)

## Weihnacht ohne Baum.

Aus Kindertagen.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Weihnachtsstimmung begann am Nikolausabend, am „Nikelojewend“, wie es unserer Zunge besser steht. Der „Nikelos“ ist der Vorbote des Christkindchens. Er sorgt, daß die Kinder brav und artig sind und recht in der Furcht, wenn es kommt. Drum kommt er mit Ruten. Er weiß alle Fehler und Unarten, die begangen worden sind. Und er ist ein strenger Herr. Selbst das Beten nützt bei ihm nichts. Er strast unbedingt, er haut unbedingt drauf. Ein „Nikelos“ ohne Strenge und Strafe, nicht ein Verferker und Fürchte-mann, das wäre kein echter und rechter.

Schon äußerlich sieht er grimmig aus. Er hat einen langen Bart, hohe Stiefel, einen dicken Mantel — gar nicht lauber — ein wildes Gesicht, einen verbeulten Zylinder. Er klingelt nicht fein und sanft, wie das Christkindchen. Er klopft draußen ans Fenster und rasselt mit der Kette. Dann stapft er durch den Hof. Dann bummt er an die Türe. Dann tritt er ein. Er sagt: „Gn' Dwend!“ Er hat gar nichts Heiliges. Bei Gott nicht. Bis zu meinem fünften Jahr hab ich gemeint, er wär der Nachtwächter. Nur den Nachtwächter sonnt ich mir so vorstellen. So ungeschlacht und fürchterlich. Denn es ist ja natürlich, wer so fürchterlich aussieht, der fürcht sich auch selbst nicht.

Nun er in die Stube herein ist, greift er sich den ersten besten und haut drauf. Ist er kräftig und der Bub nicht zu groß, legt er übers Knie. Au weh, mir juckt heute noch das Fell, wenn ich dran denke. Die Mutter sagte: „Nicht so arg, Nikelos!“ Der Vater sagte: „Nur tüchtig auf den, das ist ein ungezogener Bub, geb dem mal tüchtig!“ Das hätt der Vater gar nicht erst zu sagen brauchen. Aber auch der Mutter ihr „Nicht so arg“ war wirkungslos. Der „Nikelos“ hieb drauf, wie er es wollte. Und damals, in dem kalten Winter 79 auf 80, da war die „Weißejule“, die drei Häuser von uns wohnte, der „Nikelos“ gewesen. Die hatte Kraft wie ein Saul. Sie hieb, daß die Schwart krachte. Ich hätte nur

gleich wissen sollen, daß es die Jule war. An Weihnachten im Jahr zuvor, da hatt ich das Christkindchen gleich erkannt. Das wars Anderbachs Dina gewesen. Der ihr Vater war nämlich Schuster — und sie roch immer nach Pech. Erstenz hab ich das gleich gerochen. Dann hatte die Anderbachs Dina aber auch immer eine Rognase und mußte beständig „schnuffeln“. Da hatt' ichs gleich heraus. Aber die Jule, die war der richtige „Nikelos“. Unerkennlich. Nachdem sie mir mein „Deputat“ gegeben hatte, wollte sie auf den Bruder losfahren. Der war aber kränklich, und die Mutter schühte ihn. Da kam ich unterm Tisch hervorgekrochen und suchte den „Nikelos“ an den Beinen zu ziehen, und ich griff die Röcke über den Schaftstiefeln. Das machte mich stuhig. Das war am Ende ein ganz wirklicher „Nikelos“. Direkt vom Himmel herunter gekommen. Denn im Himmel trägt man keine Hosen, sondern nur Röcke. Auch die Männer nicht. Auch die ganz alten wie der „Nikelos“ nicht. Die Siebe, die der Bruder haben sollte, die bekam nun ich. Ich wehrte mich. Da riß ich dem „Nikelos“ den weißen Flachsbart ab. Da wars die „Weißejule“. Ich bekam noch eine mitten ins Gesicht, daß ich torfelte — dann war der „Nikelos“ fort. Sonst gabs Rüsse und Lebkuchen und Nepsel. Denn der „Nikelos“ hatt' „sein Eselein auf dem Mist, daß es Heu und Hafer frist“. Hatte er seine Siebe ausgeteilt, so ging er hinaus und sagte: „So, nun will ich euch auch was holen aus mei'm Sack. Und gleich drauf kam er wieder, und Nepsel und Rüsse pflögen einem an den Kopf — und Lebkuchen und „Guts“ (Konfett) standen draußen vorm Fenster auf Tellern. Aber da der „Nikelos“ diesmal die Jule geworden war, so war auch das Eselein auf dem Mist verschwunden, und es gab nichts weiter. Nur die Siebe hatt's gegeben. Wenn ich das erzähle, so weiß ich, daß es Leute in meiner Verwandtschaft gibt, die mir das heut noch gönnen.

Obgleich also der Nikelojewend ein Freudenabend, wö-möglich mit judendem Hintern und einem blauen Auge, war, begann doch die Weihnachtsstimmung mit ihm. Die Er-wartung lag von nun an in der Luft. Die Abende waren so wunderbar von ihr erfüllt. Es sang und klang überall von ihr — und es war doch so still. Stillter als vorher. Da und dort hörte man eine Tür klingeln. Man horchte auf. Alles ward eine Ankündigung. Geheimnisse gukten aus allen

Geden. Aus allen Fenstern und Lüren, aus allen Fluren und Höfen. Guckten so fragend und verheißend. Gatten so große runde Augen. Augen, die ein wenig fürchtig machten. So wohligher Grusel. So angenehmer erzittern. Es war alles wie ein Traum. Wie ein Traum stand der Kirchturm in den Himmel hinein, wie Träume ruhten die Dächer überm Dorf. Und in den Fenstern war so ein Dunkeln und Funkeln. So ein Schein und Widerschein. Aus einer anderen Welt. Seltsame Geschichte. Gestalten, Fragen, Unheimlichkeiten. Man beeilte sich von der Straße wegzukommen, wenn es zu nachten anfing. Und doch war alles wieder etwas so Liebliches, so Freundliches, so Beglückendes und Beseligendes. Man wollte es greifen und fassen, aber man wagte es nicht. Man ging mit tausend Einbildungen und Vorstellungen. Ganz wunderbar waren sie. Man war nie allein. Rings um einen lebte alles. Die Mauern, die Gartenzäune, die Bäume, die Hecken. Und die Schornsteine, aus denen der Rauch stieg und auch Funken flogen — und die Dachrinnen, in denen es tropfte. Und es war doch alles so still. Es war alles ein Geben, und es war alles ein Nehmen, es war alles ein Schwellen — einem Wunderbaren entgegen. Alles wurde Wunder. Man weinte manchmal, und das Weinen war so süß und lösend. Man lachte — und erschrak. Es war so leicht etwas zu tören. Es war so etwas ganz Feines, Unnahbares, Unberührbares in der Welt. Es war so viel Suchen danach, so viel köstliche Versuchung. So viel Verfunkenheit und Personlichkeit. Die Welt war so ganz leer und einsam geworden, weil sie so zauberhaft angefüllt war. Und die Gassen waren alle so dunkel davon. So tief dunkel und verschwiegen, so harrend und lockend, so fürchtig und verlassen. So ein ängstlicher Friede lag in ihnen, und so eine friedliche Mangellichkeit. Alles geschah so leise und versteckt. Wie Katzen schleichen. Und wie Katzen über den Weg, huschte alles vor einem hin. Auch der Mond huschte so leise hin, und die Sterne blickten einen mit so großen verwunderten Katzenaugen an. „O du selige, o du fröhliche . . .“ Kindsein und Gnade — „gnadenbringende Weihnachtszeit . . .“ Und das Dorf. Die ganze Poesie des Dorfes, die ganze Wirklichkeit des Dorfes auf die Poesie verdichtet durch die Weihnacht. Durch das Kindsein.

Nur Sonntags, wenn viele Buben zusammenkamen, und wenn sie den verschwiegenen und versprechenden Dämmerungen ihre Lauteheiten bewußt und absichtlich entgegensetzten, dann wurde das wohlige Fürchten, das in jüngeren Herzen heimelnd bangte, mit Schrecken und Erschrecken durch die Größeren verschleudert. Es wurde „Nikelos“ gespielt. Ein paar ganz primitive Verkleidungen — ein tüchtiger Stecken — eine versteckte Stimme — ein Värenbrummen — das genügte, daß man lief und sich daheim unters Bett verkroch. Und dann ständen am Abend ein paar ausgehöhlte Didrüben auf den Lörpstoffen, und ein Lotengeficht war hineingeschnitten, das einen, durch eine Kerze innen erhellt, graulich ansah. Denn es war ja nun auch die Zeit der Kerzen. Die Zeit der flackernden Flammen, die man mit schützender Hand durch den Wind trug. Die Zeit der kleinen Lichtchen, die überall aufgingen . . .

In unserem Garten stand eine hohe Fichte. Die einzige in all den Gärten, die an unseren stießen. Wir Buben waren sehr stolz auf sie. So stolz, wie die Eulenmühlbuben auf ihren Wachholderbaum. „Unser Ficht“ — wenn wir das sagten, so hieß das wie: Wir besitzen ein Königreich. Und es hieß: Was wollt denn ihr mit euren Gärten, die sind ja gar nichts. Zwetschenbäume, Birnbäume, Aepfelbäume — was ist denn das! Aber wir haben eine Fichte.

Es war in dem kalten Winter 79 auf 80. Ich weiß das noch, weil ich in dem Jahre das einzige Mal krank gewesen bin. Die Wiesen waren eine Eisfläche. Fußhoch lag der Schnee. Und es schneite immer weiter. Der Schnee knirschte einem unter den Füßen. Er gefror gleich fest. Der Himmel hing gänzlich zu. Die Hügel waren weiß zugedeckt. Nicht einmal die Bingerpfähle guckten mehr heraus. Auf den Bäumen lag schwere Schneelast. Bis in die Dorfgassen hinein kamen die Raben in Scharen. Und die Haubenlerchen hüpfen die Treppen der Häuser hinauf bis in die Haustüren. Aber die Spatzen, die kamen ins Zimmer. Es nützte gar nichts, den Vögeln Futter zu streuen. Der Schnee deckte es eiligst zu. Die dicken Flocken fielen ohne Ende.

Es war harte Zeit. Schmale Weihnacht. Der Vater stand an seinem Wertisch und kaute am Daumnagel. Wenn ein Bauer kam, kam er, um zu klagen. Arbeit brachte er keine. Schmale Weihnacht.

Und es kamen keine Christbäume ins Dorf. Wir haben keinen Wald. Nur einen kleinen Schlag in der Nachbargemarkung, eine Stunde Wegs weit. Wer einen Baum haben wollte, mußte nach Mainz fahren, auf dem Christkindchenmarkt einen zu kaufen. Sie waren sehr teuer. Unter einer Mark ein kleines Bäumchen gab's keine. Das war zu teuer.

Eines Abends kam der Schuster Brenner und bot an, im Stadefel Wäldchen eins zu hauen. Der Brenner stank nach Schnaps, und der Vater warf ihn hinaus.

Der Vater sagte uns, es gibt keinen Baum dies Jahr. Da weinten wir. Und die Mutter sah ihn mit großen Augen an und preßte die Lippen zusammen. Uns warf sie dann einen verheißenden Blick zu. Da hofften wir wieder und jubelten.

Aber es kam kein Bäumchen.

Der Vater sagte einen Tag vorm heiligen Abend: „Ich hau Euch die Ficht ab.“

Da fielen wir an ihn und baten.

Und es gab keinen Baum.

Alle Leute hatten geklagt, wie teuer die Bäume dies Jahr wären — und alle hatten gesagt, sie „machten“ keinen. Und nun klingelte es da und dort zur Bescherung. Ein Christkindchen kam nirgends. Es war — „im Schnee stecken geblieben“. Der Vater stand im schneidenden Wetter am Hofstor und guckte die Gasse entlang. An allen Fenstern blinkte es. Weihnachtskerzen. Es stand nun doch in jedem Hause ein Baum. Da knirschte er einen Fluch.

Wir saßen drin in dem dunklen Zimmer und warteten. Da kam er herein und sagte — „ich hau Euch doch die Ficht ab.“ Wir schrien auf und fielen an ihn.

Nein nicht, wir wollen ja keinen Christbaum. Lieber wollen wir keinen. Dann wurde beschert. Was Tante und Großvater geschickt hatten. Der reiche Onkel schickte nie etwas. Aepfel, Rüsse und Rebhüchen auf Tellern. Ganz still. Der Vater stand an der Wand und starrte auf den Tisch. Strümpfe und Hemden, lauter nützliche Dinge lagen da.

Wir schlüchen um den Tisch herum. Nur Lampenschein in der Stube. Der Vater hatte Wasser in den Augen. Die Mutter lächelte bitter. Sie machte ihre großen Augen, die so weh in den Wimpern hingen. Aber sie lächelte doch dabei. Sie lächelte uns Kindern zuliebe.

Dann sagten wir, das sei auch so schöne Weihnachten. Der Vater aber sagte: „Nie und nimmermehr, und wenn's meinen letzten Pfennig kost!“ (Seine Geschwister sagten drum auch von ihm, daß er leichtsinnig war und ein Verschwender.)

Es lag eine Bedrücktheit auf dem Abend. Ich kann sie heute noch nachspüren. Sie war, wie wenn man eingesperrt ist. Wie wenn man in einem überheizten Zimmer sitzt, das man nicht lüften darf.

Um drei Uhr früh läutete es zur Christmette. Wir krochen aus den Betten. Es war kalt. Und noch stichdunkel.

„Bleibt lieber daheim,“ jagte der Vater. Aber wir wußten, auf dem Muttergottesaltar steht das Krippchen mit dem blinkenden Stern und den fliegenden Engeln. Und drum herum stehen die grünen Tannenbäume. Und wir wollten das Gosianna singen hören. Und wollten selbst mitsingen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, das solo vorgelesen wurde und im Chöre wiederholt wurde. Und wir gingen mit der Mutter hin. Der Vater blieb zu Hause.

Als die Mette aus war, ging die Mutter noch erst zum Bäcker, den Kuchen holen, der über Nacht gebacken worden war. Als wir dann heimgingen, blinkte es in allen Fenstern. Die Christbäume brannten schon in allen Häusern. Denn es war so Brauch, daß der Weihnachtsmorgentkaffee beim brennenden Christbaum eingenommen wurde. Die Mutter ging schon geduckt. Manchmal seufzte sie. Der Schnee knirschte. Und als wir in unsere Gasse einbogen, da weinten wir. Da tat's uns leid, daß wir keinen Christbaum hatten.

Als wir in den Hof kamen, sahen wir frische Spuren im Schnee, die zur Fichte führten. Wir erschrakten. Aber die Fichte stand noch. Doch wir wußten's — der Vater war während der Mette hingegangen und hatte sie doch schlagen wollen. Aber er hat's nicht übers Herz bringen können. Gott sei Dank! Da versiegten uns die Tränen.

Der Vater hatte gesagt, wie er uns angesehen, daß wir geweint hatten: „Geschieht Euch recht. Was man selbst nit hat, guckt man sich nit bei andern Leut an. Dann tut e'm's Herz nit weh.“

Aber 's Herz hat uns gar nicht mehr weh getan. Unser Ficht stand noch. Und nun schmeckte uns der Kaffee auch ohne

Baum. Zur Entschädigung schob die Mutter jedem noch ein Stück Kuchen mehr zu.

Von dieser Weihnacht an fühlten wir einen neuen Stolz, wenn wir in unseren Gärten sahen, einen Stolz auf den Fichtenbaum, den wir selbst nicht verstanden. Heut weiß ich, woher er gewachsen war: aus dem Gefühl, daß wir durch unsere Ueberwindung den Baum gerettet hatten. Die Weihnacht ohne Baum hatte nun für alle Jahre und Tag und Feste einen.

Ob er noch steht? Mir steht er noch, und wenn er heut auch gleich gefallen sein sollte. Er steht mir noch und wird mir alle Jahre stehen. Schlank, hoch, immer grün. Und mit der Schneelast des Winters. Darauf blinken auch wohl die Sterne, und das Mondlicht glitzert drauf. Ganz ohne alle Weichheit. Und es ist immer noch der unheilige Stolz der Kinderjahre, den ich fühle. Der Stolz, wie man ausblickt zu etwas Hohem, das einem Besitz geworden, weil man's erworben.

(Nachdruck verboten.)

## Der Nußknacker

Von E. Prezang.

Die Kinder waren bereits im Bett und träumten schon von ihren Herrlichkeiten. Ganz still war's nun in dem Zimmer geworden, wo der Weihnachtsbaum stand, wo die Spielsachen und Federbissen ausgebreitet auf dem großen Tische um den Baum herum lagen. Mäuschenstill. Bis der lange Regulator mit Tönen so feierlich wie eine Kirchenglocke die Mitternachtsstunde anzeigte. Da kam Leben in all die Dinge, die wir „tote“ zu nennen pflegen.

Die Trompete gab ein leises, klingendes Signal von sich; unsichtbare Hände schlugen einen kurzen, gedämpften Wirbel auf dem Kalbfell. Die Kerzen leuchteten auf. Eine große, blonde Puppe öffnete schmachend die blauen Augen, sah um sich, stand auf, griff zu dem kleinen, niedlichen Sonnenschirm und ging in gemessenen Schritten spazieren. Aus den Schachteln sprangen die Bleisoldaten; preußische Gardisten, berittene Kosaken und gelbe Japaner. Eine Herde weißer Lämmchen kletterte heraus samt ihrem Schäfer und dem Schäferhunde, der merkwürdigerweise ein lohtrabenschwarzer Bubel war und sofort vor seinem Herrn schon machte. Rostige Marzipanschweinchen galoppierten umher und tiefen den Soldaten quiefend zwischen den Beinen durch. Ein Pfefferkuchenherz sang weiche, klagende Liebestlieder, und ein dider, rotbäckiger Apfel begann mit seiner Süße und seinem zarten, saftigen Fleische zu prahlen.

Aus einer Schachtel mit Datteln und Feigen stieg ein leises, singendes Sprechen: die Sehnsucht nach der fernern Heimat, wo der Schnee schmilzt, eh' er zur Erde gekommen, wo die Sonne heller und heißer leuchtet. . . .

Ein blaßes Wachsengelchen stand daneben und hörte andächtig zu. Dann sagte es: „Schön mag's sein in eurer Heimat. Ich aber möchte nicht dort sein. Mein Klima ist Deutschland. . . o du mein Deutschland, mein einziges!“

Eine große Walnuß trudelte heran: „Ach, hätt' ich Flügel wie du — wo wär ich denn? Weit, weit weg von diesem schrecklichen Ort, wo man stündlich seinen Tod erwarten muß. Ach, hätt' ich Flügel!“

„Sie würden dich nicht weit tragen. Sind ja aus Wachs und schmelzen vor'm Angesicht der Sonne. Ich führe sie auch mehr zum Staat. Es ist nicht gut, so hoch zu steigen. Wie leicht fällt man und schlägt sich den Kopf.“

„Pah!“ Ein handgroßer Kaminfeger, frisch gewaschen und in Feiertagskleidern, bog um die Ecke. „Wer schwindelfrei ist, kann auch hochsteigen.“

„Wir nicht,“ sagte die Walnuß melancholisch. „Wenn man uns losgerissen vom Baum, steckt man uns in Säcke, nimmt uns das Licht und die Luft, und wir werden verzehrt.“

„Ihr müßt hart werden,“ erwiderte der Kaminfeger. „Wenn ich eine Nuß wäre, ich würde mich so verhärten, daß sich alle die Zähne an mir ausbrechen könnten.“

„Das zeugt von keinem guten Charakter,“ sagte empört der Wachsengel. „Als ob es nicht die Bestimmung der Rüsse wäre, gegessen zu werden!“

„Ja!“ Eine kleine Haselnuß mischte sich eifrig in das Gespräch. „Es ist unser Schicksal, unsere Lebensaufgabe. Wozu sich dagegen sträuben? Wozu solche wahnwitzigen Träume, wie sie die Walnuß hat! Eine Walnuß und Flügel! Ja, wenns noch ein Apfel wäre!“

„Bravo!“ Der Wachsengel streichelte die Haselnuß. „Du bist eine liebe, kleine, fromme Frucht. Es geht schon alles so, wie es gehen muß. Die Welt ist herrlich wie am ersten Tag. Nur Narren, Phantasten nur beklagen sich. Dir aber, kleine süße Haselnuß, wird einst der Preis für deine Demut werden.“

„Einfi!“ Der Kaminlehrer lachte spöttlich und wies auf eine fuhhohe Gestalt. „Einfi, wenn dich der da zwischen die Zähne genommen.“

Alle wandten den Blick. Die kleine Haselnuß schauerte fröstelnd zusammen.

Dort stand, sein gräßliches Gebiß fletschend, mit schrecklichem Grinsen der Nußknacker.

„Erglänze Moloch“, flüsterte der Engel und verbeugte sich tief. Zwei große feurig. Augen quollen aus dem salzigen Gesicht; ein langer grauer Bart wallte bis zu den Füßen und hob und senkte sich mit den Kinnlaben. Der Mund ging von einem Ohr bis zum anderen. Ueber den gewölbten Bauch spannte sich, frischgestrichen, eine weiße Weste. Lange Schwalbenschwänze hingen an dem gepfähten Frack, und auf dem Haupte erhob sich in tadellosem Glanze ein neugebügelter Zylinderhut. Die Hauptache aber waren die Zähne, von denen er ein fürchterliches Maul voll hatte. Nicht nur zwei Reihen, nein, vier, sechs, acht — die ganze obere und untere Kinnlade war dicht damit besetzt. Und so lachte er: „Gahaha!“

„Fürchterlich!“ Die kleine Haselnuß zitterte und sah wie gebannt in den schrecklichen Rachen.

Der Wachsengel verbeugte sich von neuem.

Der pralle rote Apfel kam herangewatschelt und schrie: „Morjen, Moloch Erglänze. Tut jeruht?“ Jetzt sah man, daß es ein Holzapfel war, der keine Furcht zu haben brauchte.

Die Datteln und Feigen, die über den Rand ihrer Schachtel guckten, brachten kein Wort heraus, aber sie bogten sich vor Ehrfurcht.

Der schwarze Schäferhund sah sich die Erscheinung einen Augenblick an, dann knurrte er leise.

„Ranu“, sagte der Nußknacker. „Was fehlt denn dem?“

Die Marzipanschweinchen quiekten und rannten ihm zwischen den Beinen durch. Das Pfefferkuchenherz seufzte. Der Kaminfeger lachte.

Die Rüsse aber, zu denen eben leise die große Walnuß gesprochen, knurrten und murrtten.

„Ja“, sagten sie, „wir müssen hart werden. So hart, daß sich alle die Zähne an uns zerbrechen.“

„Gahaha!“ lachte der Nußknacker. Seine Augen stimmerten begehrlid.

„Was für ein interessanter Mann!“ Die Puppe kam unter ihrem Sonnenschirm eben um die Baumedde spaziert und blieb bewundernd stehen.

„Gnädige Frau!“ Der Nußknacker dienerte, daß ihm die Weste knackte. „Küß die Hand. Auch schon aufgestanden? Darf ich der Gnädigen ein paar süße Kerne anbieten?“

„Bitte.“

Eine schäufelartige Hand fuhr unter die Rüsse; sie stoben auseinander und schimpften empört. Aber einige hatte er erwischt. Die schob er zwischen die Zähne. Dann knackte es; die Schalen fielen in den Bauch; die Kerne rollten über die Lunge in die ausgestreckte Hand des Fräuleins.

Der Nußknacker verdrehte die Augen: „Was für liebliche Mäusezähnechen gnädige Frau haben. Stundenlang könnt' ich zu sehen. Ran“, er wandte sich zu den Rüssen, „was ist denn Euch unter die Schale gefahren? Das murt und knurt und sträubt sich.“

„D“, die kleine fromme Haselnuß meldete sich. „Keineswegs, Euer Gnaden. Keinen schöneren Tod kann ich mir denken, als auf so süßen Lippen.“

„Ja“, sagte verdrießlich der Nußknacker. „Du. Wer vergreift sich auch an Dir. Schließlich kommt ein kleiner verkümmelter Kern zum Vorschein. Aber das andere Gefindel —“

„Was? Gefindel?“ Die große Walnuß drängte sich vor. „It's nicht genug, daß Du uns frist? Mußt Du uns auch noch beschimpfen?“

„Ruhig!“ Die feurigen Augen quollen vor. „Ruhig! Oder ich zerquetche Euch!“

„Gahaha!“ Der Schornsteinfeger lachte. „Aee, sag' mal: Du bist ja 'n ganz gewaltiger Kerl!“

„Ja zerquetche Dich!“

„Gleich? Ach, was bist Du für'n Riese! So einen Nußknacker hab' ich in der ganzen Welt noch nicht gesehn.“

„Knabe! Ich bin aus Eisen. Wie alle Nußknacker, Du Knirps.“

„Ich hab' schon welche aus Holz gefunden.“

„Ein unausstehlicher Mensch!“ Die Puppe rümpfte die Nase. „Er ist mir vorhin schon begegnet. Hat mir seine Begleitung angeboten, der Frechling. Wie kommt denn der Mann in die gute Gesellschaft?“

„Zug der Zeit. Ueberall drängt das Plebejertum herein. Ach, gnädige Frau, wenn ich an die Zeiten denke, wo wir noch unter uns waren! Sie und ich, wir sind ja, mit Respekt zu sagen, alt-ehrwürdige Möbel. Das waren andere Weihnachten früher! Wie manches Fest habe ich mitgemacht! Man wird alt und — unter uns gesagt — ich hab' mir schon manchen Zahn plombieren lassen müssen.“

„Das ist kein Wunder. Bei Ihrer anstrengenden Tätigkeit. Es kommen Ihnen doch wohl so allerhand Rüsse über die Zünge. Parannüsse zum Beispiel.“

„Ja, die ausländischen Gewächse! Die sind härter. Machen mir Kopfschmerzen. Aber trotzdem: es gibt nichts, was ich nicht klein kriegen. Einmal hab' ich sogar 'ne Kolubnuß glatt durchgebissen. Das heißt, da war ich noch jünger. Immerhin, ich darf mich auch jetzt noch rühmen, daß meinem Gebiß nichts widersteht. Nichts. Eigentlich bin ich ja nur für Rüsse angestellt. Aber, wie es so geht, es werden einem auch andere Dinge in den Mund gesteckt. Parannüsse, Marzipanschweine und Kanonenkugeln beispielsweise. Sie lächeln, Gnädige. Es ist trotzdem wahr. Ganze Goldstumpen hab'

ich schon zu Staub zermalmt. Kommt mir gar nicht drauf an. Wenn's Ihnen Vergnügen macht, verschlinge ich auch den frechen Kaminfeger dort mit Haut und Haaren, mit Besen, Leiter und Kugel.“  
 „Es würde mir Vergnügen machen,“ lachte die Puppe. „Aber Sie dürfen ihm nicht weh tun.“  
 „Es ist ein ganz schmerzloses Verfahren, wie Ihnen alle Rüsse bezeugen können, die mein Inneres kennen gelernt haben. — Kommen Sie mal her, mein Sohn!“

„Verwandt sind wir auch? Wie die Kage mit der Maus, he? Wie der Hund mit der Blutwurst.“

Hier näherte sich das Wachsengelchen: „Wir sollten ihn geistig vernichten, Erzellenz. Wir sollten ihm kraft unserer Ideale —“

„Dazu ist heute keine Zeit. Ein andermal.“

„Der Vorschlag ist nicht übel,“ sagte das Fräulein mit dem Sonnenschirm. „Am liebsten wäre mir Beides. Man hat so wenig Abwechslung im Leben.“

„Beraten wir,“ sagte der Ruchknader. Sie traten zusammen und flüsterten miteinander. Auch das Wachsengelchen, der Apfel und die kleine fromme Haselnuß. Der Schäferhund schlich knurrend um den Kreis herum und versuchte, den Ruchknader in die Waden zu beißen. Er kriegte einen Fußtritt. „Früher war das anders“, seufzte er und klagte es dem Schäfer und der Lämmerherde.

Inzwischen hatte der Kaminlehrer seine Leiter geholt, sie an den Rücken des Ruchknaders angelehnt und stieg nun hinauf. Erst auf die Schulter, dann auf den Hut.

Die kleine Haselnuß sah es zuerst und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen: „Euer Hochwohlgeborenen,“ stotterte sie zitternd, „es sitzt jemand auf Ihrem hochwohlgeborenen Hut.“

„Auf meinem — Hut?“

„Er ist's!“ rief die Puppe und ließ vor Erstaunen den Sonnenschirm fallen. „Was für ein interessanter junger Mann! Nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie nicht fallen.“

„Keine Angst. Es ist mein Beruf, den Leuten auf's Dach zu steigen und die Rauchfänge auszulehren.“ Dabei ließ er den Besen hinunter.

Der Ruchknader packte mit den Kinnladen zu: „Ha, deine elende Zahnbürste, Knabe! Ich verschlinge alles, meine Gnädige, fürchten Sie nichts. Ich hab' schon ganz andere Dinge fertiggebracht. Ich — zerquetsche — alles!“

In diesem Augenblick ließ der Kaminlehrer seine eiserne Kugel hinunter.

Ein fürchterliches Knirschen hob an. Gräßlich war's anzusehen, wie der Ruchknader die Zähne fletschte, wie er laute und würgte. Die Augen quollen weit aus den Höhlen und sprühten Feuer, der lange Bart ging zitternd auf und ab . . .

„ne tolle Mahlzeit!“ sagte freudig die große Walnuß. „Wohl bekommen's!“

„Unerhört!“ Der Wachsengel stand starr.

Und dann gab's ein gewaltiges Prasseln, Knirschen und Krachen . . .

Dem Ruchknader hingen die zerbrochenen Kinnladen herab . . .

Die kleine fromme Haselnuß kriegte den Herzschlag. Schreckensbleich standen und lagen die anderen. Nur unter den Rüssen erhob sich freudiges Gemurmel.

Oben auf dem Zylinderhut aber saß der freche Schornsteinfeger, zündete sich eine Pfeife an, baumelte mit den Weinen und sagte: „Ja es gibt Rüsse auf der Welt, Rüsse“ . . .

Der Regulator schlug feierlich Eins. —

## Kleines feuilleton.

e. k. Dies und das vom Weihnachtsfest. Seit jeher hat es die Kirche meisterlich verstanden, sich den bestehenden Zuständen und Verhältnissen anzupassen. Um die Germanen für das Christentum einzufangen, übernahm sie natürlich auch deren naturreligiöse Sitten und Gebräuche. So wurde das altnordische Fest der Wintersonnenwende — Jol oder Julfest geheißen — mit Christi Geburtsfeier verschmolzen. Die heidnischen Symbole wurden beibehalten und empfangen erst seit dem Jahre 354 christlich-kirchliche Umdeutungen. Denn auch die Saturnalien der heidnischen Römer spielten dahinein. Als älteste Reminiszenz an die heidnisch-germanische Vorzeit ist jedenfalls der Weihnachtsbaum lebendig geblieben. Der Brauch, ein Nadelbäumchen mit allerlei Zierrath und Lichtern zu puzen, und unter seine Zweige Geschenke zu legen, hat jedoch erst im vorigen Jahrhundert allgemeine Verbreitung gefunden. Was Norddeutschland angeht, so kannte man eigentlich nur die sogenannte *Weihnachtspyramide*. Sie bestand aus einem Holzstamm als Achse. Von ihr gingen Stäbchen aus, um welche sich in verjüngender Form von unten nach oben gesehen, Reifen legten. Das Ganze war in der Regel mit hellgrünem Papier umwickelt. An den Reifen wurden die Lichthalter nebst den Geschenken befestigt. Diese Weihnachtspyramide, aber auch Weihnachtskrone, war in Berlin bis in das vierte Dezennium des vorigen Jahrhunderts gebräuchlich und hat sich auch noch bis heute in manchen Orten der Mark erhalten. 1835 ist wohl zum erstenmal der *Tannenbaum* in Berlin eingezo-gen. heute prangt er auch in allen romanischen Ländern, ja selbst im Blockhaus amerikanischer, brasilianischer oder australischer Kolonisten.

Vi viel Volksglaube einstmals an den Weihnachtsäpfeln, Pfeffernüssen und sonstigen Gaben hing, darf künftig übergegangen werden.

Ins Gebiet der nordischen Sage weist auch der *Knecht Ruprecht* hinüber. Wir kennen ihn als dienstbaren Geist im Gefolge Verchts. Auch seine Wandlung zu einer Schreckgestalt für die Kinder reicht in die Frühzeit des Germanentums zurück. Es muß bei dem Umtrieb solcher verlarvten Gesellen in den Gassen arger Unfug verübt worden sein, weil schon das „jus canonicum (Papstrecht) Verbote dagegen erlassen hat. Ueber die Herkunft dieses Brauches weiß ein Chronist folgendes zu melden. Im Jahre 1023 soll es sich in einem Orte Sachsens zugetragen haben, daß ein Priester namens *Rupertus* in der Weihnacht Christmette gehalten, woran er aber durch 16 Männer und drei Weiber, die draußen auf dem Kirchhof getanzt und weltliche Lieder gesungen hätten, verhindert worden sei. Wohl ließ er ihnen Schweigen gebieten, allein sie spotteten seiner. Da suchte er ihnen und wünschte, daß sie von Stund an das ganze Jahr hindurch tanzen müßten. Als bald sei es geschehen. Unter jenen Weibern war nun auch des Priesters Tochter. Ihr Bruder wollte sie von den Tänzern wegziehen. Dabei riß er ihr einen Arm aus. Sie aber hätte, ohne auch nur einen Blutstropfen zu verlieren, das ganze Jahr über mit anderen fortgetanzt. Zuguterletzt hätte sie der Erzbischof Heribert von Köln durch Abgeordnete von ihrem Fluche losprechen lassen. Hierauf wäre sie nebst einigen anderen gestorben. Die übrigen hingegen hätten drei Tage und drei Nächte geschlafen. Etliche wachten nicht mehr auf; die anderen, an Leben gebliebenen, hätten aber ohne Unterlaß gezittert. Und von dieser Zeit an sei der Name *Ruprecht* ein besonderer Schrecken für alle Kinder geblieben. . . .

Ein trauriges Weihnachtsfest erlebten die Bewohner des Bremer Gebietes im Jahre 1717. Damals brach in der Christnacht eine Springflut ins Land herein:

„Sieben Tage hat's gedauert,  
 Sieben Nächte blieb das Wasser,  
 Bis der große Länderbasser,  
 Der stets vor den Deichen lauert,  
 Sich verlaufen hat, verloren,  
 Und sein altes Bett erloren.  
 Viele Tausend sind ertrunken,  
 Unzählbares Vieh gestorben,  
 Städte, Dörfer sind verdorben,  
 Sind verspült und sind versunken.“

So singt *Detleb v. Liliencron* „*Vom de erschrockliche Springflot*“ im Stil des alten Bremer Chronisten.

Schließlich lebt mit dem Weihnachtsfeste noch eine andere altheidnische Erinnerung auf. Das sind die „Zwölften“, oder „Rauh“, auch „Dreizehnmächte“ zwischen dem 24. Dezember bis 6. Januar. In den „Zwölften“, an denen ja noch heute nach dem alten Volksglauben, allerlei mystischer Zauber hängt, zogen die obersten Götter der Germanen segnend und strahlend durchs Land: *Wotan* mit dem „wütenden Heer“ durch die Luft, *Verchts* als *Frau Harle* oder *Holle* durch die Häuser.

„Wenn der Winter kam, der Nordlandsrede,  
 Feld und Wald umwoh mit eisiger Decke  
 Und die Mägdelein bei dem Roden saßen  
 In der Kunkelstube, da vergahen  
 Alle still der rauhen Nächte Längen  
 Bei den goldenen Sprüchen und Gesängen,  
 Die sie unerhöplich konnt' berichten.  
 Dessen war sie auch bei Jung und Alten  
 Ueberall gar lieb und wert gehalten  
 Und von Verchts gibt noch heute Kunde  
 Manches schöne Lied im Volkemunde.“

Auch noch jetzt fährt das Nachtgeaibe tausend im brausenden Wintersturm über Wälder und Felder, meint *Heinrich v. Reder* in seinem Epos: „*Wotans Heer*“; aber die Zeit hat sich gewandelt und die Menschen mit ihnen:

„Hoch darüber bei den Sternen  
 Wotan schwebt, der Gott des Lichtes,  
 Zum Gefolg bekränzte Helden  
 Lichtverklärten Angesichtes.  
 Zahlreich ist das Heer der Streiter,  
 Täglich sich die Reihen mehren,  
 Wo die Wahrheit steht im Kampfe,  
 Flammen ihre blanken Wehren.  
 Ihre Fahnen werden fliegen,  
 Wo es dunkelt noch auf Erden,  
 Weil die Geister Ruh nicht finden,  
 Bis befreit die Menschen werden  
 Von dem Wahn und allen Fesseln,  
 Die den Geist gebannt in Schranken.  
 Forschend ruhn und rasten nimmer  
 Im Gehirne die Gedanken,  
 Bis die goldne Zeit gekommen,  
 Wo sich alle Rätsel lösen  
 Von der Sphinx im Menschenherzen,  
 Von dem Guten und dem Bösen.“